



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Correspondenzen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

hen im Monat 500 bis 1000 Gulden ein. Schon seit dem vorigen Jahrhundert ist es die Politik der Regierung, der Vermehrung der Chinesen durch möglichst hohe Lasten entgegenzuarbeiten. Wie sehr man schon damals die Chinesen und ihre Vermehrung fürchtete, beweist der verabscheuungswürdige Blutact, den die holländische Regierung im Jahre 1740 gegen dieselben vollzog, wir meinen die Ermordung von 30,000 Chinesen in der Hauptstadt Batavia, die an einem festgesetzten Tage auf Befehl des Generalgouverneurs Valkenier unter dem Vorwande, man habe eine Verschwörung entdeckt, durch holländische Truppen vollzogen wurde, und die wenigstens dafür zu sprechen scheint, daß die Chinesen nur durch das härteste Einschüchterungssystem im Zaume gehalten werden können.

### Correspondenzen.

**Sb.** Der so viel belobte conservative Sinn der Engländer, die Abneigung nach rein theoretischen Grundsätzen Bestehendes umzugestalten, überhaupt nichts zu ändern, bevor nicht die Praxis directe Beweise für die Schadhaftigkeit des Vorhandenen gegeben, hat doch auch seine nachtheilige Seite. Reformen von Grund aus widerstehen ihnen, denn der Engländer ist überhaupt mißtrauisch gegen die Anwendung allgemeiner Grundsätze auf das praktische Leben, und er begnügt sich nach dem vorkommenden Bedürfniß im Einzelnen auszubessern, oder duldet gar aus Vorliebe für die organische Entwicklung seiner Institutionen das Emporwuchern von allerlei Mißbräuchen, die infolge der der menschlichen Natur angeborenen Trägheit und Selbstsucht allerdings ganz naturwüchsig, aber dennoch nicht minder schädlich sind. So geschieht es wol, daß ursprünglich ganz vortreffliche Einrichtungen im Verlauf der Zeit entweder durch die Sorglosigkeit und Schlassheit derjenigen, welchen die Pflege derselben zufällt, ausarten und morsch, oder durch Umgestaltungen, die Laune oder Noth ohne Rücksicht auf ein höheres Princip dictirt, ihrem Zwecke entfremdet werden. Verborgten bleiben diese Mängel nun zwar nicht, und es fehlt selten oder nie an Stimmen, die laut genug darauf aufmerksam machen, aber sie spielen nur zu häufig die Rolle der Cassandra und verhalten unbeachtet, bis ihre Warnungen sich bewahrheiten. Das neueste Beispiel dieser Art gibt uns die eingeborene ostindische Armee, durch ihre Meuterei, die zwar schwerlich die englische Herrschaft in Ostindien umstürzen wird, sie aber jedenfalls einer gefährlichen, langwierigen und kostspieligen Krisis entgegenführt, eine Katastrophe, welche sowol die ostindische wie die heimische Regierung offenbar überrascht hat, obgleich es schon seit Jahren weder an Vorzeichen noch an Prophezeihungen von ihrem bevorstehenden Eintreten gefehlt hat.

Die englische Herrschaft in Ostindien ist mit Recht der Gegenstand des Neides

und des Staunens anderer Nationen. Es sind jetzt grade hundert Jahre her, daß Clive die Schlacht von Plassy schlug, und zu welchem Umfang ist in dieser kurzen Zeit das angloindische Reich herangewachsen! 1757 besaß England, außer einigen Factoreien an den Küsten von Malabar und Coromandel, in Ostindien ungefähr 200 Quadratmeilen, welche die Compagnie von dem Nabob von Bengalen erworben hatte. 1793, nach der Unterwerfung Tipoo Sahibs, war das Gebiet auf 8000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 40 Millionen Menschen angewachsen. 1813, bei der Erneuerung des Privilegiums der Compagnie waren der letzteren ungefähr 13,500 Quadratmeilen und 60 Millionen Menschen unterthan, und 1833 hatte sich das Gebiet auf 18,500 Quadratmeilen vergrößert, und die Seelenzahl der Unterthanen auf 100 Millionen vermehrt. Jetzt, nach der Einverleibung von Andh ist das Gebiet, dessen Erträgnisse in den Schatz der ostindischen Compagnie fließen, und das von permanent angestellten Beamten der Compagnie verwaltet wird, auf 25,000 Quadratmeilen mit mindestens 120 Millionen Einwohnern zu veranschlagen. Dazu aber kommen noch eine Anzahl Staaten, zusammen von fast demselben Umfang, und mit einer Bevölkerung von 52 Millionen Seelen, die alle in der einen oder der andern Form abhängig von der ostindischen Compagnie sind. Einige besolden eine bestimmte Anzahl Truppen, welche die englische Regierung einercirt und mit Offizieren versieht; andere zahlen Tribut und haben sich verpflichtet, in Kriegsfällen eine bestimmte Anzahl Soldaten zu stellen; noch andere stehen unter britischem Schutz und leisten freiwilligen, aber nicht weniger sichern Zuzug, als wenn er durch Verträge ausgemacht wäre. Alle diese Vasallenstaaten gebieten über eine Macht von 400,000 Bewaffneten.

Das Wunderbarste aber ist, daß dieses unermessliche Reich von einer so geringen Anzahl von europäischen Beamten verwaltet wird, daß deren auf die Provinz Bengalen mit ihren mehr als 45 Millionen Einwohnern nur 626 kommen, und daß ein einziger Collector oder Commissar oft Landstrecken regiert, die größer als ein deutsches Königreich sind. Und seine Unterthanen sind nicht rohe Wilde oder Barbaren, die in dem Europäer ein Wesen höherer Art anstaunen, sondern gehören einer Bevölkerung an, die stolz auf ihre alte Cultur, und noch stolzer auf ihre Religion ist. Noch wunderbarer ist es, daß als Stütze dieser Herrschaft über Millionen, die ihrem Beherrscher fremd sind in Blut, Sitte, Sprache und Religion und jedenfalls nicht mit Liebe an ihm hängen, eine Heeresmacht von 300,000 Mann genügt, die Hälfte von dem, was Rußland für eine dreimal schwächere Bevölkerungszahl braucht, und daß von diesem Heer nur ein winziger Kern von 60,000 Mann aus Europäern besteht, während der Rest den unterjochten Nationalitäten entnommen ist. Jede Kaste und jede Provinz der Hindu so gut wie der Muhammedaner hat ihr Contingent zu diesen Truppen gestellt, und England hatte wenigstens eine Zeit lang mit Glück das gefährliche Experiment durchgeführt, einem kleinen Bruchtheil der Bevölkerung jedes Districts, so wie er unterjocht worden, Waffen anzuvertrauen, um die große Mehrzahl im Zaume zu halten, denn es läßt sich gar nicht leugnen, daß der Sipoy den Dienst unter der englischen Fahne liebte und auf die englische Uniform stolz war. Aber allmählig ist in diesem Verhältnis ein Umschwung eingetreten; das ostindische Reich hat sich vergrößert und damit das Bedürfnis nach zuverlässigen Truppen, aber das Sipoyheer, ehemals die vornehmste Stütze der englischen

Herrschaft, hat an innerer Tüchtigkeit viel verloren, und seit dem großen Militäraufstand in Bellore im Jahr 1806, haben sich Meutereien von größerem oder geringerem Umfang in immer kürzeren Zwischenräumen wiederholt. Auf dem Schlachtfeld haben die Sipoy's unter europäischer Führung immer große Tapferkeit gezeigt, aber dabei hat sich unter ihnen ein Geist der Unzufriedenheit verbreitet, der gern launenhaft die geringfügigsten Vorwände benützt, um den Offizieren den Gehorsam zu verweigern. Bald findet der Sipoy, daß er Kaste verliert, wenn er zur See von Ostindien transportirt wird, oder er verlangt Extralöhnung, oder Fuhrwerk, oder er will seine Familie mitnehmen. Im Frieden gibt ihm seine Religion reichlichen Vorwand, seine Widerspenstigkeit an den Tag zu legen. Man hat Beispiele, daß er plötzlich einen entsetzlichen Abscheu vor Leder gefaßt hat, und jetzt fühlt er Gewissenskrupel bei dem Abbeißen von Patronen, bei deren Verfertigung Rindstalg oder Schweineschmeer verwendet sein könnte. Jahr für Jahr hat dieser Geist der Widersetzlichkeit zugenommen, und die einzige Schuld der Verschlechterung der früher so vortrefflichen Waffe trifft die ostindische Compagnie, die ein neues Princip in der Organisation der Sipoy's grade so weit durchgeführt hat, daß die immer noch notwendigen eingebornen Offiziere sich verlegt und zurückgesetzt fühlen und die europäischen Offiziere weder zahlreich noch tüchtig genug sind, um jene ganz entbehrlich zu machen.

Die Verwendung der Sipoy's als reguläre Truppen in Ostindien ist nicht älter als hundert Jahr. 1746, bei der Belagerung von Cuddalore, traten die Franzosen zuerst mit einer Abtheilung eingebornen Truppen, auf europäische Weise bewaffnet und exercirt, auf. Der Werth und die Tüchtigkeit dieses Bataillons machte sich den Engländern bald fühlbar und sie beschloßen ein ähnliches zu organisiren, was auch noch in demselben Jahre geschah. Und so treffliche Dienste leistete das Sipoy'scorps in den militärischen Operationen, welche mit der Einnahme von Madras endigten, daß man bald noch andere Bataillone formirte. Diese zeigten sich unter der Führung Clives und seiner Zeitgenossen zu jeder Leistung fähig. Die Vertheidigung von Arcot, die Schlacht von Wolconda und zahlreiche andere Gefechte lieferten den Beweis, daß sie als militärisches Corps nichts zu wünschen übrig ließen, und daß die Compagnie in den Eingebornen eine unerschöpfliche Quelle von Recruten sich öffnen konnte. Dem Beispiel von Madras folgten die anderen Präsidentschaften. Nach der Wiedereinnahme von Kalkutta organisirte auch Bombay und Bengalen Sipoybataillone und gemeinschaftlich mit ihren europäischen und Madraskameraden gewannen sie die Schlacht von Plassy und legten den Grund zu der Macht, die jetzt alleinherrschend in Ostindien ist.

Die Zusammensetzung der eingebornen Armee war aber damals ganz anders als gegenwärtig. Sie bestand zu jener Zeit ausschließlich aus Infanterie, die obgleich nach europäischer Weise exercirt, im Krieg und im Frieden unter Führern stand, die mit der Mannschaft durch Bande des Bluts oder durch eine Art Clanverhältniß verknüpft waren. Zwar ward gelegentlich, aber nicht immer, einem Bataillon ein mit der Sprache und den Sitten der Eingebornen vertrauter Offizier beigegeben; aber er war mehr eine Art militärischer Commissar, als Befehlshaber, er erläuterte dem eingebornen Commandanten die Befehle des Generals, mischte sich aber nicht in die dienstlichen Anordnungen, die zu ihrer Ausführung nothwendig wurden. In

dieser Weise organisirt, leisteten die Sipoybataillone ausgezeichnete Dienste, und einzelne Führer wie Muhammed Jusuff, Dschamal Sahib und einige andere stellten sich den besten europäischen, wie Ford, Calliaud und Coote würdig zur Seite. Gewöhnlich rückten sie bis zum Oberstenrang vor, doch brachte es Muhammed Jusuff bis zum General.

Im Jahre 1766 gab man zuerst jedem Bataillon einen europäischen Hauptmann und zwei europäische Lieutenants ständig bei, die in ihrer dienstlichen Stellung jedoch wenig, wenn überhaupt, mit den eingeborenen Offizieren collidirten. Der englische Capitän nahm in dem Bataillon dieselbe Stellung ein, wie ein Brigadier in seiner Brigade; er ertheilte im Felde und im Lager durch seine europäischen Adjutanten Befehle, welche der eingeborene Commandant ausführte. Dieser letztere besorgte aber immer noch ausschließlich die innere Dekonomie des Bataillons durch Vermittlung eines Subadars oder eingeborenen Hauptmanns, und dreier Dschemadars, oder eingeborener Lieutenants in jeder Compagnie. Wenn daher auch europäische Aufsicht eine weitere Ausdehnung und tieferen Eingang fand, so ward sie doch nirgend so ausgeübt, um die Stellung der eingeborenen Offiziere zu beeinträchtigen, oder ihre Gefühle zu verletzen. Sie fühlten immer noch, daß sie in der Gesellschaft eine höhere Stellung einnahmen, und die Unteroffiziere und Mannschaften betrachteten sie immer noch als ihre natürlichen Vorgesetzten. Um diese Zeit begann auch die Organisation der eingeborenen Cavaleriecorps, und competente Beurtheiler sprachen die Ansicht aus, daß damals die Sipoyarmee den Gipfelpunkt ihrer Tüchtigkeit erreicht hatte.

So lange die Bataillone diese Organisation behielten, gehörten ihre Offiziere der eingeborenen Aristokratie der Provinzen an, welche als Gemeine eintraten, obgleich sie dies selten länger als zwei bis drei Jahre blieben. Sie verschafften den Compagnien Recruten aus ihren eignen Besitzungen, Leute, die in einem Verhältniß erblichen Gehorsams zu ihnen standen, und füllten nicht selten die noch übrigen Lücken mit Parias und Angehörigen der niedrigsten Kasten aus. Zu Unzuträglichkeiten gab dies keinen Anlaß. Außer Dienst konnte der Bramine oder Nadschput in keine Berührung mit dem Sudra, und noch weniger in Gefahr kommen, den Paria anzurühren oder von ihm zubereitete Speisen zu essen; im Dienste vertrugen sie sich vortrefflich. Um die Worte einer anerkannten Autorität, des General Briggs, der vierzig Jahre in der Madrasarmee gedient hat, anzuführen, „die eingeborene Armee bestand damals aus zwei Classen, aus welchen alle Armeen, wenn sie etwas taugen sollen, bestehen müssen und stets bestanden haben: aus einer Classe entnommen den höhern Ständen, die gewohnt ist Diensthoten und Untergebenen zu befehlen, und aus einer andern Classe aus den niedrigsten Ständen, von Kindheit auf an Gehorsam gewöhnt und erzogen im Respect vor der vornehmern Classe, von der sie abhängt.“ Die jungen Engländer, die als Cadetten nach Ostindien kamen, traten in die europäischen Regimenter. In diesen dienten sie, bis sie durch erlangte Fertigkeit in den Sprachen der Eingeborenen und durch sonstige Tüchtigkeit sich befähigt zeigten, in die wenigen von Europäern besetzten Stellen in den Sipoyregimentern einzurücken.

1784 ward die erste Veränderung in dieser Organisation vorgenommen, indem aus jedem Bataillon zwei gemacht wurden, die jedes einen europäischen Hauptmann zum

Führer erhielten, und beide zu einem Regiment mit einem europäischen Obersten an der Spitze vereinigt wurden. Von da an verloren die einheimischen Offiziere mit jedem Tage an Terrain, bis die große Umgestaltung des Jahres 1796 den Bataillonen ebensoviele englische als ostindische Offiziere gab; denn das Bedürfnis nach Stellen für die jüngern Söhne der Directoren, Actionäre und Beamte der Compagnie und ihrer Freunde und Verwandten ward immer größer, und es wurde mit dem Beiseitelegen aller öffentlichen Interessen, das eine Privatcompagnie charakterisirt, für sie gesorgt. Der englischen Regierung ist hierin kein Vorwurf zu machen; sie leitet zwar die hohe Politik in Ostindien durch den geheimen Ausschuss, oft zum großen Schaden der Actionäre, hat aber kein Recht, sich um das Detail der Verwaltung oder der Anstellungen zu kümmern.

Die Wirkung dieser allmählig um sich greifenden Aenderungen auf das einheimische Offiziercorps war von der nachtheiligsten Art. Die alten Veteranen desselben, die ehrenvolle Wunden trugen, und sich jetzt von bartlosen Jünglingen commandiren lassen mußten, trugen zwar ihr Loos mit der dem Orientalen eignen Geduld und Ergebung in das Schicksal; aber anstatt wie früher ihre Söhne oder jüngern Brüder und sonstige Verwandte zum Eintritt in die Armee aufzufordern, thaten sie ihr Möglichstes, sie von derselben fern zu halten. Daher stehen die eingeborenen Offiziere in allen Präsidenschaften im Vergleich mit ihren Vorgängern auf einem viel tiefern Standpunkt, und sind in geistiger Begabung, Ausführung oder Bildung keineswegs mehr den Havildars oder eingeborenen Sergeanten, aus deren Reihen sie hervorgehen, überlegen. Dazu kommt noch, daß sie in neun Fällen von zehn durch Alter untüchtig sind, und wegen ihrer Armuth unfähig, eine Stellung in der Gesellschaft zu behaupten. Ein Sipoy bekommt als Löhnung  $5\frac{1}{2}$  Pence ( $4\frac{1}{2}$  Egr.) täglich, wofür er noch Wäsche und Putzzeug zu besorgen hat. Er braucht durchschnittlich 5—7 Jahre, um Naeg oder Corporal, zehn mehr, um Havildar oder Sergeant zu werden, und es dauert zwanzig oder vielleicht dreißig Jahre, ehe er sein erstes Patent und ein Tractement von  $1\frac{1}{2}$  Sch. ( $13\frac{1}{2}$  Egr.) täglich bekommt. Das Durchschnittsalter der eingeborenen Lieutenants ist 45, das der Hauptleute 55, und das der Havildarmajors 65—70 Jahre.

Die ostindische Compagnie hätte wenigstens das einmal angenommene Princip vollständig durchführen und die eingeborenen Offiziere ganz beseitigen sollen; aber das erlaubt theils nicht die Rücksicht auf die Finanzen, theils nicht die Abneigung des englischen Offiziers, sich um das Detail des Dienstes zu bekümmern. Wie das Verhältniß jetzt ist, sind die eingeborenen Offiziere gradezu im Wege. Der Höchste im Range, der Subadarmajor, kann den Befehl über das Bataillon nicht übernehmen, so lange ein englischer Lieutenant oder Fähnrich auf dem Plage ist, und im Quartier ist ihr Ansehen nicht größer, als das des Havildars oder Corporals. Daher ihre Unfähigkeit der Meuterei wirksam entgegenzutreten, wie sich dies jetzt wieder schlagend gezeigt hat.

Indem die Compagnie auf diese Weise das Ansehen und den Einfluß der eingeborenen Offiziere in ihren Corps vernichtete, hat sie nicht einmal Sorge getragen, dieselben durch ein genügend zahlreiches europäisches Offiziercorps zu ersetzen, oder es in einem tüchtigen Zustande zu erhalten. Nominell gehören zu der eingeborenen regulären Armee von 212,500 Mann 4481 Offiziere; von diesen sind

aber zum Stabe und in die irregulären Corps 2229 abcommandirt, so daß nicht mehr als 2253 für die reguläre Armee bleiben, oder einer auf 93 Mann, ein Verhältniß, das selbst in Friedenszeiten in einer europäischen Armee ungenügend wäre, geschweige denn in einem Heere, das so zusammengesetzt ist wie das ostindische. Und nicht blos in den Feldzügen in Afghanistan und im Pendschab ist es vorgekommen, daß Sipoyregimenter nicht einmal mit einem europäischen Offizier an der Spitze jeder Compagnie haben ausrücken können, sondern auch in Friedenszeiten, denn der wirkliche Abgang an Offizieren ist noch größer als die Listen zeigen. Wer von den Offizieren Talente und Energie zeigt, wird sehr bald mit Beibehaltung seiner militärischen Stellung und seines militärischen Ranges im Civildienst, im diplomatischen und dem höhern Verwaltungsfache verwendet und der Armee ganz entfremdet, so daß zuletzt nur die geistig und körperlich Unbrauchbaren bei den Regimentern verbleiben. Daß aber mit untüchtigen europäischen und unzufriedenen eingebornen Offizieren in die Truppen kein fester Halt kommen kann, versteht sich von selbst.

Die bengalische Armee, von der die Meuterei ausgegangen ist, und auf die sie sich auch bis jetzt fast ganz beschränkt hat, leidet noch an einem besonderen Uebelstand. Man weiß nicht, was zuerst in ihr der Idee Geltung verschafft hat, daß Männer von vornehmer Kaste bessere Soldaten abgeben, als Mitglieder der niedern Kasten, und daß es unthunlich sei, Soldaten auf dem Paradeplatz miteinander in Reihe und Glied zu stellen, die im alltäglichen Leben nicht miteinander verkehren dürfen. Dieses Vorurtheil ist bei der Recrutirung der bengalischen Armee seit 20—30 Jahren maßgebend gewesen, und ihm hat man es zu verdanken, daß von ihren 80,000 Mann gegenwärtig über 52,000 Radschputen und Braminen sind, und 12,000 Muhammedaner, die hinsichtlich der Subordination mit ihnen auf einer Stufe stehn. Den niedern Kasten gehört nur der noch übrige kleine Rest an. Der den vornehmen Kasten angehörige Hindu ist aber der Sklave von tausend Bedenlichkeiten, denen der Angehörige der niedern Kasten nicht ausgesetzt ist. Er kann dieses nicht essen, und will jenes nicht trinken; zu Schiffe über See zu gehn widerstreitet seiner Religion, und Schanzen und Laufgrabenanlagen betrachtet er, wie sich das bei der Belagerung von Multan gezeigt hat, als eine Schmach, die schlimmer ist als der Tod. Der Baria kennt solche Schwächen nicht. Er geht hin, wohin er befohlen wird, und thut alles, was man von ihm verlangt; und im feindlichen Feuer zeigt er dieselbe Kaltblütigkeit und denselben Muth, wie der stolzeste Radschpute oder Bramin. Die Sipoy, mit denen Clive und Coote, und später Wellington ihre glänzenden Siege erfochten, waren vorwiegend den niedern Kasten entnommen; die bengalische Armee, die theils in offner Meuterei sich befindet, theils auseinander-gelaufen ist, besteht, wie wir oben gesehen, vorwiegend aus den höhern Kasten.

Die Beschreibung des Krankheitszustands der englisch-ostindischen Armee, die wir versucht haben, zeigt zugleich die Heilmittel, die ihm abhelfen können. Dies können nur in einer Rückkehr zu dem alten Brauch bestehen, welcher dem Eingebornen die Reihen des Offiziercorps bis zu dessen höchsten Stufen öffnet, oder in einer vollständigen Auflösung des eingebornen Offiziercorps und in einem Ersatz desselben durch Europäer. Außerdem wird sich die Armee selbst wieder wie früher, und vielleicht in noch ausgedehnterem Maße, aus den niedern Ständen recrutiren, die von

Haus aus viel williger und gehorsamer sind. Eine europäische Armee an ihre Stelle zu setzen, erlauben schon finanzielle Rücksichten nicht, selbst wenn sie das Klima besser verträge. Die Lockerung des Bandes zwischen Offizier und Mannschaften, verschuldet durch verkehrte Maßregeln der Compagnie, erscheint uns als die einzige Ursache der gegenwärtigen Katastrophe. England hat es in Ostindien mit keiner Revolution zu thun, sondern lediglich mit einer Militärmeuterei, die allerdings ungewöhnlich große Dimensionen angenommen hat, aber deren Bedeutung unserer Ansicht nach doch sehr überschätzt wird. Das Ansehen des englischen Namens hat in Ostindien durch die neueste Katastrophe sicherlich einen schweren Schlag erlitten; aber diejenigen täuschen sich gewiß, welche schon dem Sturz der englischen Herrschaft in Ostindien entgegenjauchzen. Allerdings ist mehr als die Hälfte, und möglicherweise jetzt bereits die ganze bengalische Armee in offener Meuterei oder als schwierig und unzuverlässig aufgelöst; aber die meisten Mannschaften sind nach Hause gelaufen, oder halten sich in den Wäldern versteckt, und nur ein Häuflein Verzweifelter, die auf keine Gnade hoffen können, hält sich in Delhi und hat sich einen Schattenkaiser erwählt. Diese Wahl ist das einzige Ereigniß in der ganzen Bewegung, das an Politik erinnert. Unter der Bevölkerung haben die Meuterer keine Sympathien gefunden, und es zeigt sich keine Spur, daß die Hindus nach Freiheit und Unabhängigkeit — beiläufig gesagt ein ihnen ziemlich fremder Begriff — sich sehnten. Selbst die Vasallenfürsten, die gewiß selten wieder eine so günstige Gelegenheit zum Handeln finden werden, zeigen sich bereitwillig zu Hilfe und fern von Ungehorsam. Ursachen zu Unzufriedenheit sind gewiß manche in Ostindien vorhanden, aber aus eignem Entschluß und mit eigener Kraft wird der Hindu sicherlich nicht die Herrschaft der Engländer stürzen, die ihm jedenfalls nicht härter dünkt, als die seiner einheimischen Fürsten, und die bei allen ihren Mängeln gerechter und schonender für die Masse des Volkes ist als diese war.

3. August. Die neuesten Nachrichten aus Ostindien bringen noch keine Veränderung der Lage. General Barnard steht immer noch mit unzureichender Macht vor Delhi und hat so wenig angriffsweise verfahren können, daß er sich vielmehr in die Nothwendigkeit versetzt gesehen hat, mehre Ausfälle der Meuterer aus der Stadt zurückzuschlagen. Der Empfang, den die Ausfallenden gefunden haben, hat die Ueberlegenheit der europäischen Truppen so entschieden, als man nur wünschen konnte, dargelegt, obgleich die Angreifer mit der verzweifeltsten Wuth gekämpft haben, die man von Leuten, die durch ihre Meuterei jede Brücke hinter sich abgebrochen haben und keine Gnade hoffen können, erwarten muß. Das bengalische Sipoyheer muß als vollständig aufgelöst gelten; selbst solche Regimenter, welche sich im Anfang der Bewegung den Engländern treu zeigten, haben sich nachträglich gegen ihre Offiziere empört, und die wenigen, die dies noch nicht gethan haben, hat man aus Vorsicht entwaffnet. Das Heranziehen von Verstärkungen zur Einnahme von Delhi wird sehr erschwert durch die Jahreszeit, die anstrengende Märsche fast unmöglich macht und die Truppen durch die Cholera zu decimiren droht. Dadurch kommt eine Langsamkeit in die Operationen gegen die Meuterer, die dem moralischen Ansehen der englischen Macht in Ostindien schaden muß; denn nur rasche Ahndung des Geschehenen kann auf den Orientalen den imponirenden Eindruck

machen, der den Engländern zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft über Ostindien bei den verhältnißmäßig geringen materiellen Zwangsmitteln, über die sie verfügen, so nothwendig ist. Das ist die Rehrseite des Bildes, die ganze Summe der schlimmen oder besorgnißerregenden Nachrichten. Ihnen steht die Gewißheit gegenüber, daß die Madras- und Bombayarmee in unerschütterlicher Treue verharret, daß europäische Truppen in hinreichender Zahl unterwegs, und jetzt zum Theil wol schon eingetroffen sind, um die Empörer rasch zu Paaren zu treiben, und daß die eingeborenen Bewohner Indiens, sowol Fürsten wie Volk, nicht die mindeste Neigung zeigen, sich der Bewegung anzuschließen. Die einzige Ausnahme bildet der König von Audh, aber weder sein Charakter noch seine Antecedentien als Beherrscher des seiner kopflosen Tyrannei entzogenen Landes machen ihn zu einem zu fürchtenden Gegner, und jedenfalls ist er im sicheren Gewahrsam der Engländer. Welch großer Abstich ist dies gegen die Stimmung, welche vor der letzten großen Katastrophe, welche die englische Herrschaft in Ostindien bedrohte, daselbst herrschte! Als Persien auf Rußlands Anstiften 1836 Herat belagerte, und man diesen beiden Mächten Pläne einer Invasion zuschrieb, ging eine tiefe Gährung durch das ganze Land. „Die eingeborenen Staaten,“ schreibt Kaye in seiner Geschichte des Afghankriegs, „legten Zeichen febrischer Unruhe an den Tag. Aus den Gebirgen von Nepaul und den Dschungeln von Birma schollen dumpfe Gerüchte von beabsichtigten Einfällen herüber, welche die britische Regierung nöthigten, ihre Grenzen mit argwöhnischem Auge zu bewachen. Selbst in unseren eigenen Provinzen versetzten diese Gerüchte von gewaltigen Bewegungen in den Ländern des Nordwestens die Eingeborenen in Aufregung, es herrschte eine ruhelose, gespannte Stimmung unter allen Classen, die kaum Unzufriedenheit zu nennen war, und sich vielleicht am besten als ein Zustand unwissender Erwartung beschreiben läßt, — ein unsicheres Umschauen in dem Glauben an eine bevorstehende Veränderung. Unter unsern muhammedanischen Unterthanen hatte dies Gefühl einige Verwandtschaft mit demjenigen, welches sie erfüllte, als sie das angebliche Kommen Zemahn Schahs der baldigen Wiederherstellung der muhammedanischen Oberherrschaft in Hindostan entgegensehen ließ. In ihren Augen nahm wirklich die Bewegung jenseits der afghanischen Grenze die Gestalt einer muhammedanischen Invasion an, und sie schmeichelten sich schon ungezählte Tausende von Rechtgläubigen die Ebenen des Pendschab und Hindostans überschwemmen, und alles Land zwischen dem Indus und dem Meere den Händen der ungläubigen Gewaltherrscher entriß zu sehen. Die muhammedanischen Zeitungen predigten offen Aufruhr. Die Staatspapiere sanken; man erzählte sich laut von Mund zu Mund, auf den Straßen und in den Bazars, „daß es mit der Herrschaft der Compagnie fast zu Ende sei.“ Und damals war die Katastrophe von Afghanistan noch nicht eingetreten, und als das englische Heer daselbst vernichtet war, erhob sich keine Hand gegen die britische Herrschaft. So weit ist bei den Orientalen der Weg von der Neigung bis zur That!

Während für die Augen des europäischen Publicums die ostindische Krisis noch in der Schwebe ist, haben die dem Parlamente vorgelegten Papiere gezeigt, wie sorglos und knausrig die Directoren der ostindischen Compagnie in der Erfüllung ihrer wichtigsten Regierungspflichten verfahren sind. Seit Jahren sind sie auf den schlechten Zustand der bengalischen Armee aufmerksam gemacht worden, an Warnun-

gen über den meuterischen Geist derselben hat es nicht gefehlt, und in der letzten Zeit sind die Hinweisungen auf die Nothwendigkeit, die Zahl der wirklich diensththuenden europäischen Offiziere in den Regimentern zu verstärken, ebenso zahlreich als dringend gewesen, aber die Directoren, immer nur darauf bedacht, die Dividende der Actionäre der Compagnie nicht zu mindern, haben alle diese Warnungen in den Wind geschlagen, oder sich mit der Unmöglichkeit entschuldigt, „wegen des mangelhaften Zustandes der Finanzen“ etwas zur Abhilfe der Uebelstände zu thun. Diese Kurzsichtigkeit wird sich schwer rächen, denn die Unterdrückung des Aufstandes muß zehnmal mehr Kosten verursachen, als die durchgreifendsten Reorganisation der gesammten ostindischen Armee in vielen Jahren in Anspruch genommen hätten. Außerdem muß sie die Aufmerksamkeit der britischen Regierung und des leider nur zu lange gegen die ostindischen Angelegenheiten gleichgiltig gebliebenen englischen Publicums auf die in die Augen springende Anzutraglichkeit lenken, daß eine nur von kaufmännischen Interessen geleitete Regierung über das Wohl und Wehe von 120 Millionen Unterthanen gebietet, und von ihrem engherzigen Standpunkte aus die Politik des großartigsten Colonireichs das jemals die Welt gesehen, bestimmt. Der britischen Regierung muß ein größerer Einfluß auf die innere Verwaltung Ostindiens eingeräumt werden, als sie bisher gehabt hat, der Generalstatthalter darf in seinen Anordnungen und Reformen nicht mehr durch die kleinlichen mercantilen Bedenken des Directoriums gefesselt sein, die Stellen dürfen nicht länger fast ausschließlich durch die Gunst der Directoren vergeben und lediglich als die beste Gelegenheit, ihre Vettern und Freunde zu bereichern, betrachtet werden, mit einem Worte, die ganze innere Verwaltung Ostindiens muß eine gründliche Reform erleiden. Nicht der gegenwärtige Zustand der bengalischen Sipoy's droht der englischen Herrschaft in Ostindien den Untergang, sondern die Gefahr liegt in der Möglichkeit, daß die Reformen, welche die durch die Meuterei unhaltbar gewordenen Verhältnisse gebieterisch fordern, nicht mit der nöthigen Energie und durchgreifenden Consequenz zur Ausführung kommen. Mehrmals ist dies schon versucht worden, am großartigsten von Fox, und die Besorgniß, daß er die Herrschaft der Whigoligarchie verewigen würde, indem er die bisher von der ostindischen Compagnie besessene ausgedehnte Patronage ihr zur Verfügung stellte, stürzte ihn. Die gleiche Besorgniß, daß die Regierung durch die Verfügung über zahlreiche und reichbesoldete Stellen, die nach der gegenwärtigen Einrichtung die ostindische Compagnie zu vergeben hat, dem Parlamente gegenüber zu viel Macht bekommen würde, hat den meisten Staatsmännern bisher die Reform bedenklich erscheinen lassen. Uns scheint die Gefahr nicht mehr so groß zu sein wie früher. Nicht der Mangel an Stellen, mit denen sie gegnerische Parlamentsmitglieder zum Schweigen bringen, oder sie gewinnen, oder auf die Wahlen Einfluß ausüben könnten, hält unserer Ansicht nach die englischen Ministerien unserer Zeit ab, ihre indirecten Bestechungsmittel so ungenirt zu verwenden, wie Walpole seiner Zeit seine directen verwendet hat, sondern die Scheu vor der öffentlichen Meinung, die jetzt empfindlich genug ist, ein solches Verfahren zu rügen, und mächtig genug, es hart zu ahnden, der höhere Ton der politischen Moralität, der seit der Reformbill, die einen größeren Kreis der englischen Staatsbürger zur Theilnahme an den Staatsangelegenheiten bewogen hat, in England herrschend geworden ist. Der größte

Vorzug freier Institutionen liegt weniger noch in den gesetzlichen und formellen Schranken, die sie der Willkür und der brutalen Gewalt von oben und von unten setzen, als in der sittlichenden Wirkung, die sie auf Regierung und Regierte ausüben, indem sie dieselben entwöhnen, auf einem andern als auf dem gesetzlichen Wege auf Befestigung und Erweiterung ihres Einflusses hinzustreben.

Die zahlreichen Gegner Englands, die jede Schlappe, welche dieser Staat erhält, mit Triumphgeschrei feiern, weil sie dadurch die Unverträglichkeit freier Institutionen mit einer kräftigen Regierung bewiesen glauben, und die ihren Haß gegen alles, was nicht Despotie ist, in die rührendste und menschenfreundlichste Sorge für die Freiheit aller Völkerschaften hüllen, die zu fern von ihnen leben, als daß ihr Beispiel ansteckend werden könnte, die aber zufällig unter der Herrschaft Englands stehen, und sich leicht als von ihm tyrannisiert darstellen lassen, dieselben Leute, die in ihren Musterstaaten nur das Princip unbedingten Gehorsams gelten lassen, haben laut gejubelt über einen Aufstand, in dem meuterisches Militär seine Offiziere todtzuschlug, deren Frauen schändete und deren wehrlose Kinder grausam ermordete. Für eine Nationalität, welche die Gerechtigkeit ihrer Ansprüche auf Unabhängigkeit von dem Joch der Fremden durch solche Thaten an den Tag legt, schwärmen sie, und preisen es als einen Fortschritt der Menschheit, wenn solche Mörderbanden die Keime der christlichen Gesittung zertreten, welche in den letzten Jahrzehnten durch europäische Fürsorge in Ostindien aufgegangen sind, denn der Glanz des von allen gekrahten Englands wurde ja dadurch gemindert. Aber ihr Jubel ist zu früh, denn aus der Meuterei scheint keine Revolution werden zu wollen, wie schon bemerkt worden. Mißbräuche gibt es gerade in Indien genug, und Unzufriedenheit herrscht nicht blos im Heere, sondern auch in andern Classen, aber doch scheint sich niemand regen zu wollen. In den höhern Ständen der Eingeborenen herrschen allerdings Mißstimmungen. Die Braminen können nicht mit Gleichgiltigkeit die Bemühungen christlicher Missionäre, das Umsichgreifen europäischer Anschauungen und das damit verbundene Sinken ihres eignen Ansehens erblicken. Ihre Ausschließung von allen Staatsanstellungen von einiger Bedeutung und die Alleinherrschaft einer Beamtenhierarchie, die ihnen in Sprache, Sitte und Abstammung fremd ist, während ihnen unter den muhammedanischen Herrschern die höchsten Aemter zugänglich waren, muß sie verletzen.

In den neuerdings eingezogenen Fürstenthümern sind eine Menge ehrgeizige Existenzen, die am Hofe der eingeborenen Radschahs eine glänzende oder bedeutende Stellung fanden, oder gegen die ohnmächtige Regierung ihres Fürsten eine halbe, aber sehr einträgliche Unabhängigkeit zu behaupten wußten, in Dunkel und Bedeutungslosigkeit zurückgedrängt. Diese Mißstimmungen schwinden aber, je tiefer man auf der socialen Stufenleiter herabsteigt. Der Raiot, d. h. der Landmann, die große ackerbauende Masse der Bevölkerung, hat keinen Grund, den Sturz der englischen Herrschaft herbeizusehnen. Wo sie besteht, ist er frei von dem Leiden, welches der auswärtige Feind oder der Bürgerkrieg im Lande nach sich ziehen; Leben und Eigenthum sind ihm gesichert, die Justizpflege ist bei allen Mängeln, die sie noch hat, ein Muster von Gerechtigkeit und Milde, wenn man sie mit der frühern der einheimischen Herrscher vergleicht; die Steuern, die er bezahlt, sind im Ganzen gering, und was die Sehnsucht nach Befriedigung nationaler Erinnerungen

betrifft, so läßt sich die nicht bei Leuten erwarten, die seit Jahrhunderten eine Dynastie nach der andern wie in einem Wirbelschiff sich folgen sahen, die abwechselnd unter indischer, heidnischer, mongolischer Maratten- und Sikh Herrschaft gestanden, und bei allem Wechsel der Herren immer unter demselben Druck gelebt haben. Wenn wir sagen, die Naitos leben im Ganzen unter gerechten und milden Gesetzen, so hören wir schon unsere Gegner voll Hohn ausrufen: Gehören dazu auch die zahlreichen Fälle von Tortur, welche im vorigen Jahre im Parlament enthüllt wurden und welche die Welt mit Abscheu vor dem englischen Namen erfüllt haben? Uns ist das Wehgeschrei, das damals über England und die ostindische Compagnie erschollen ist, noch recht wohl erinnerlich, und das: „Herr Gott, wir danken dir, daß wir nicht sind wie diese Zöllner und Sünder“ einiger Diplomaten war zu interessant, um so bald vergessen zu werden. Aber leider müssen wir unsern Gegnern sagen, daß sie ihre tugendhafte Entrüstung nie mehr an den unredlichen Mann gebracht haben, als damals. Alle diese Fälle von Tortur sind vorgekommen, das ist unläugbar. Aber die Praxis ist weder von den Engländern eingeführt, noch von ihnen geübt. Es ist ein Erbsück aus der frühern indischen Verwaltung, ein Rest alter Mißbräuche, der übrig geblieben ist, weil sämtliche niedrige Verwaltungsstellen von Einheimischen besetzt sind, und die Zahl der europäischen Beamten leider zu gering ist, als daß sie ihr Auge überall haben könnten. Und die Zustände des indischen Naitos sind seit Jahrhunderten so, daß er sich eher über das Aufhören solcher Praktiken wundern, als wegen der Fortdauer, selbst wenn die Engländer sich dazu erniedrigten, auflehnen würde. Um zu sehen, welche Behandlung ein ostindischer Naito gewohnt geworden war, braucht man z. B. nur einen Blick in die dem Parlament vorgelegten Documente über die Regierung des zuletzt abgesetzten Königs von Audh zu werfen. Die Ohnmacht der Regierung hatte aus den Semindars, den erblichen Steuereinnehmern, eine Räuberaristokratie werden lassen, welche ganz unabhängig da stand und das Land auf eigne Rechnung bis auf das Blut aussog. Der erste Schritt eines solchen Semindars war, sich mit einem bewaffneten Gefolge zu umgeben und eine feste Burg zu erbauen, um sich der Bezahlung der Steuern zu entziehen, die er für den König einsammeln sollte. Häufig verwandelte er weite Strecken fruchtbaren Bodens in Dschungelland als militärisches Verteidigungsmittel. Einige dieser künstlichen Einöden sind Strecken von 10—20 englische Meilen Länge und 4—8 Meilen Breite. „Diese Dschungeln,“ sagt Oberst Sleemann, „und die Burgen, die sich darin befinden, sind die Schlupfwinkel von Räubern, die alle Theile des Landes heimsuchen, den Regierungsbehörden Trotz bieten, allen Gewerbsleuten und Reisenden unerträgliche Steuern auflegen und Leben und Eigenthum überall unsicher machen.“ Eine Heldenthat des Gungabusch, eines dieser unruhigen Grundbesitzer, mag als Beispiel dienen. Er hauste in seiner Burg ungefähr 16 englische Meilen von den Cantonirungsquartieren von Lucknow und im ruhigen Besitz einer großen Herrschaft, aus der er die rechtmäßigen Eigenthümer mit Gewalt vertrieben hatte. Ohne irgendeinen Beschwerdgrund gegen die Regierung von Audh, die ihrer Schwäche sich bewußt, sich alle seine Uebergrieffe und Gewaltthaten hatte gefallen lassen, bemächtigte er sich im October 1849 einer andern Besitzung in seiner Nähe und ermordete nicht weniger als 29 der Eigenthümer. „Er und die andern Mitglieder seiner zahlreichen Fa-

milie," sagt Oberst Sleemann, „haben einen dichten Wald, der eine Fläche von nicht weniger als 30 Quadratmeilen des besten Bodens in Aude bedeckt und in geringer Entfernung von dem Lager und der Stadt Lachnau liegt, angelegt. Alle sind Räuber von Gewerbe und sie besitzen in dieser Dschungel nicht weniger als vier Burgen, die voll von Banden von unverbesserlichen Räubern sind.“

So groß die Leiden waren, welche den Bewohnern von Aude die widerspenstigen Semindars zufügten, so hatten sie doch noch viel mehr durch die zuchtlosen Truppen zu leiden, die zu ihrer Bekämpfung abgeschickt waren. Zu feig den gefürchteten Grundherrschaften entgegenzutreten, plünderten diese Banden in der Regel ohne Erbarmen die armen Landleute und kleinen Bauern. So wie ein Truppentheil seinen Lagerplatz erreichte, schickte er eine Abtheilung aus, um aus den umliegenden Dörfern Brennholz, Fourage und oft Lebensmittel zu holen. Dies geschah so rücksichtslos, daß man aus jedem Dorfe, in einem Umkreis von etwa einer Stunde, die Dächer der Häuser, Thüren, Fenster und die Futtermittel für das Vieh während der heißen und regnerischen Jahreszeit nach dem Lager schleppen sah. Merkwürdig ist dabei, daß in denjenigen Landestheilen, welche die Autorität des Königs von Aude am bereitwilligsten anerkannten, die Verwüstung am größten war. „Nicht bei einem Hause unter hundert in den friedlichen Theilen des Landes findet man ein Strohdach oder anständige Thüren oder Fenster. Sie bestehen alle aus bloßen Erdwänden und wenn sie zugedeckt sind, so ist die Decke ebenfalls aus Erde, getragen von hölzernen Stützen, die sich weder zum Brennholz noch zu etwas Anderem eignen. . . In den unruhigen Districten, wo die Grundbesitzer stets bereit sind, sich gegenseitig in Widerstand gegen die königlichen Beamten und in Vertheidigung gegen Räuber und andere Uebelthäter zu unterstützen, sind die Häuser besser, weil kein Beamter oder Soldat des Königs ein Dorf ohne die Erlaubniß der Bewohner zu betreten wagt.“

Eine andere Landplage waren die Nachrichtengeber der Regierung, ein über das ganze Land verbreitetes Netz von Spionen, die über jedes Verbrechen ihr Auge zudrückten, wenn man sie reichlich bezahlte, aber auch den Unschuldigen verfolgten, wenn er sein Geld glaubte schonen zu dürfen. Sie verkauften ihre Berichte wie Mönche ihre Ablassbriefe. Die Spioneln, welche sie als Entschädigung für das Unterlassen von falschen Anzeigen oder für das Verschweigen von wirklichen Vergehungen erhoben, waren so beträchtlich, daß das reine Einkommen des Akbar Nawis, unter dessen Leitung dieses Spionensystem stand, in der Regel 300 Rupien monatlich überstieg. Oberst Sleemann führt selbst einen Fall an, wo ein habgieriger und brutaler Lieferant die Weiber und Kinder der Grundbesitzer und Bauern ganzer Städte und Dörfer wie Schafherden forttrieb und sie als Sklaven verkaufte. Viele derselben gingen durch Kälte und Hunger zu Grunde, ehe sie verkauft wurden. Die Agenten des Akbar Nawis sahen dabei zu und erhielten eine bestimmte Summe für jedes gestorbene oder verkaufte Individuum. Derselbe Lieferant und sein Bruder verkauften den gesammten Viehstand und das Ackergeräth und legten den gesammten District wüst. Erst später hörte der Hof davon, aber durch den britischen Residenten.

Während die britische Provinz Pendschab noch einmal so stark bevölkert als Aude, sechsmal so groß und von räuberischen Stämmen umringt ist, Aude

dagegen auf drei Seiten die ruhigen und wohlgeordneten englischen Districte und auf der andern Seite das friedliche Nepaul umgeben, kamen in Nudy fast noch einmal so viel gewalthätige Verbrechen vor wie im Pendschab.

Von dieser Art war die patriarchalische Regierung der einheimischen Fürsten, die von der Tyrannei der Engländer verdrängt worden ist!

## Literatur.

Das Leben des Meeres. — Eine Darstellung für Gebildete aller Stände von Dr. Georg Hartwig. 2 Auflage. Frankfurt a. M. Meidinger, Sohn und Comp. — Ein recht lehrreiches Buch, in dem der Mann der Wissenschaft zwar kaum etwas Neues finden wird, welches aber dem Laien ein ungemein gutes Bild von dem gibt, was die Forschung der letzten Jahrzehnte aus der Wasserwelt zu Tage gefördert hat. Der Verfasser wohnt selbst am Meere, und daß er es lieben gelernt hat, erhöht den Werth seiner Gabe. Die erste Abtheilung enthält die physische Geographie des Meeres, bespricht seine Größe und Tiefe, seine Grenzen, seine Temperaturverhältnisse, seine Farbe und seine submarinen Landschaften, geht dann zu Ebbe und Flut und zu den Meeresströmen über und handelt endlich von den Dünsten, die das Meer aushaucht, und die von den Winden getrieben als Wolkenströme über das Land gehen, um als wirkliche Flüsse zurückzukehren. In der zweiten Abtheilung finden wir die Schilderung der Thiere und Pflanzen des Meeres, die dritte enthält die Geschichte der Entdeckungen von den ältesten Zeiten bis zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt. Besonders ausführlich behandelt sind die Gegenstände, welche in näherer Beziehung zum Menschen stehen, z. B. der Walfisch, die Robbe, der Hering, die Auster, so wie die, welche durch Eigenthümlichkeit oder Abenteuerlichkeit Interesse erregen, wie die Korallenriffe der Südsee, die Perlenfischerei an der Küste von Ceylon, der Solothuriensfang bei Neuhollland, die großen Fucusbänke des atlantischen Oceans und die mächtige submarine Vegetation auf den Bänken am Feuerlande.

Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand. Von August Corrodi. Luzern, Kaisersche Buchhandlung. — Der Verfasser scheint sich für einen Humoristen zu halten. Wir finden in seinem Buche nichts, was diese Meinung zu bestätigen geeignet wäre. Unter unablässigen platten Wizen, die bisweilen bis zum Bierseckenenton herabgestimmt sind, geht es durch ein Stück Schweiz und dann nach Lugano und Mailand. Einige hübsche Landschaftsbilder — der Verfasser scheint Maler zu sein — versöhnen nicht mit dieser renommirenden Trivialität. —

---

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch — Verlag von F. A. Herbig  
in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.